



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Treitschke, Heinrich v.: Zur Erinnerung an Lessing.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Wie dem aber auch sei, diese und andere Fragen werden sich erst erledigen lassen, wenn einmal die florentiner Papiere ans Tageslicht getreten sind. Wir hoffen, daß durch sie die bisherigen Arbeiten über Michelangelo noch eine erhebliche Bereicherung erfahren, daß Manches, was bis jetzt bloß auf dem Weg der Combination sich gewinnen ließ, dann documentarisch sich begründen lassen werde. Wir wünschen aber auch, daß die biographische Verwerthung dieses Materials dann in eine Hand kommen möge, welche denselben hingebenden Fleiß und denselben Geschmack zu dieser Arbeit mitbringe, wie sie Grimms Werk auszeichnen. Am besten, wenn er dann selbst wieder Hand anlegt. Nachdem er jetzt die äußeren Schicksale mit einer Ausführlichkeit, die wenige wesentliche Nachträge mehr erfordern wird, behandelt hat, kann er sich um so unbeirrter durch fernabführenden Ballast der noch ungelösten Aufgabe zuwenden, die volle Persönlichkeit Michelangelos in den verschiedenartigen Aeußerungen seines Geistes zu schildern und damit das Gesamtbild des außerordentlichen Mannes zu vollenden. W. L.

Zur Erinnerung an Lessing.

Vortrag, gehalten zu Leipzig am 22. Januar von Heinrich v. Treitschke.

Allein die Zeitgenossen winden dem Dichter den schönsten der Kränze. Gerechter vielleicht mag die Nachwelt richten, als einen Seherblick des Genius mag sie Einzelnes preisen, was den Mitlebenden unverstanden vorüberschwebte. Doch jene fraglose, unwillkürliche Rührung der Seelen, die der Künstler als edelsten Lohn erstrebt, er wird sie am gewaltigsten in seiner Zeit erregen. Wie könnte heute ein Jüngling von den Leiden des jungen Werthers so schmerzlich ergriffen werden wie damals, da die Werther noch auf unsren Straßen verkehrten? Und ich bezweifle, ob je eine moderne Hörschaft den Scherzen der Narren Shakespeares ein so herzliches baucherschütterndes Gelächter entgegengebracht hat, wie es dem Dichter zuscholl aus den Reihen der Gründlinge seines Parterres. Denn immer wird heute inmitten der jubelnden Menge ein Nüchternes stehen und meinen: so, ganz so empfinden wir nicht mehr. Alle Welt weiß, wie wenigen Dichtern beschieden ward, noch in der Zukunft vom Volke geliebt, nicht bloß durchgrübelt zu werden von den Fachgelehrten.

Warum aber ist bei den Deutschen die Zahl der Dichter so auffällig gering, welche den Jahrhunderten getrost? Denn wer außer dem Forscher liest noch, was über die Literaturbriefe, über die Werke von Lessings Mannesalter hinausliegt? Es ist wahr, weit später als andern Völkern ist den Deutschen der Tag der Dichtung erschienen, und in dem Jahrhundert seit jener Morgen graute, hat unser Volk erstaunlich rasch gelebt. Aber ist mit solcher Antwort das Räthsel gelöst? Warum erfreut sich der Briten noch an seinem Spenser, während Klopstock und Wieland unserm Volke nur Namen sind? Hat doch auch über den Glanz von Spensers Dichtung sein großer Nachfahr Shakespears seinen breiten Schatten geworfen, und ungetheilte Freude kann der derbe Realismus der Gegenwart an jenen zierlichen Allegorien so wenig empfinden, wie unser aufgeregtes Wesen an dem ruhigen Flusse des Epos. Offenbar, wir müssen eine andre Antwort suchen.

Ein Märchen ist es, erfunden in philisterhaften Tagen, als könne je ein vorwiegend literarisches Volk bestehen. Zuerst nach dem Ruhme seiner Fahnen schaut ein Volk aus, wenn es seiner Vergangenheit gedenkt, und gern vergißt es die Mängel, das Veraltete eines Kunstwerks, wenn die Glorie einer großen Zeit aus der alten Dichtung redet. Und nie genug werden wir die Briten um jenes vornehmste Zeichen ihrer Gesundheit und harmonischen Größe beneiden, daß ihnen die Kunst eine goldene Frucht an dem Baume staatlicher Größe reife. Liest der Engländer die Verse von der Feenkönigin, so steigt vor seinen Augen auf das Bild der jungfräulichen Königin, er sieht sie reiten auf dem weißen Zelter vor jenem Heere, dem die unüberwindliche Armada wich, und hinter den kriegerischen Schaaren der Engel in Miltons verlorenem Paradiese erblickt er kämpfend Cromwells gottselige Dragoner. So tritt auch dem Spanier aus den Dichtungen seiner Lope und Cervantes das Weltreich entgegen, darin die Sonne nicht unterging. Also erhalten durch die Wucht großer staatlicher Erinnerungen diese Werke einen monumentalen Charakter. Wo aber fand die deutsche Dichtung des achtzehnten Jahrhunderts solch ein Fußgestell staatlicher Größe, daraus sie sich sicher emporheben konnte? Von einem gesunkenen, verachteten Reiche, von einem mißhandelten Volke gingen unsere Sängers aus, und wie ihnen im Leben keines Medicäers Güte lächelte, so auch im Tode sind sie, was sie sind, durch sich selbst allein. Als Lessing sein letztes Drama schrieb, frug er zweifelnd, ob die Tage reiner Menschenfite so bald erscheinen würden, die dies Werk auf der Bühne ertrügen; Heil und Glück rief er dem Orte zu, der zuerst die Aufführung des Nathan schauen würde. Und — vor zwanzig Jahren ging in Konstantinopel der Nathan in neugriechischer Bearbeitung über die Bretter. Als dann vor den verwunderten Türken die edlen Worte erklangen: „es strebe von Euch jeder um die Wette, die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag zu legen“, und die rechtgläubigen

Moslemin in lauten Beifall ausbrachen, da mochte wohl ein Deutscher stolzer den Nacken heben. Denn hier, weit über die Grenzen christlicher Gesittung hinaus, wo Keiner des Dichters Namen kannte, keine volksthümliche Erinnerung des Gedichtes Zauber erhöhte — hier strahlte siegreich die Macht des deutschen Genius allein, das weltbezwingende Lächeln der Menschenliebe.

Durch sich selbst allein wirken jene Künstler auf die Nachgeborenen. Noch mehr, sie selbst erst sind die Schöpfer eines freieren öffentlichen Lebens in unserm Volke, sie standen unbewußt im Bunde mit jenen Staatsmännern, die dem deutschen Staatswesen ein menschlicheres Dasein bereitet. Wie sich von selbst versteht in einer Zeit, wo das häusliche Leben die beste Kraft der Deutschen erschöpfte, geschah dies Hinüberwirken Lessings auf unser öffentliches Leben vornehmlich durch seine Person, durch die souveräne Selbstständigkeit seines Charakters. Erst in diesem Jahre ist ein gutes Bild aus Lessings Jugend in weiten Kreisen bekannt geworden, und mit schalkhaftem Behagen sehen wir den Mann vorgebildet in den Zügen des Kindes. Da sitzt Theophilus Lessing, sitzsam, ernst, in priesterlich langem Gewande, ehrbarlich ein Lämmchen fütternd, daneben der aufgeweckte Bruder, „mit einem großen, großen Haufen Bücher“, in der eleganten rothen Tracht der Zeit; und auch der Unkundige kann errathen, daß Jenem bestimmt sei, zu leben als dunkler Ehrenmann und Conrector, diesem — als Gotthold Lessing. Kraft und Wahrhaftigkeit spricht aus den derben Zügen des Knaben, und wahrlich, hart gebettet hat die Zeit den starken und wahren Mann. Dessen Puls bei voller Gesundheit so schnell schlug wie der Puls Anderer im Fieber, ihm war eigen im höchsten Maße jene Lebhaftigkeit des Redens, welche die Obersachsen vor andern Deutschen auszeichnet. Wie rasch jagen sich da Fragen, Ausrufe, schnell wiederholte abgebrochene Worte, und er besaß den Muth also zu schreiben, wie seine Landsleute dachten und sprachen. Nie hat ein Schriftsteller getreuer jenes Wort erfüllt, das seltsam genug zuerst ausgesprochen ward in einer Nation, die es nicht versteht — das Wort: *le stile c'est l'homme*. Dramatisch bewegt wie das Leben selber strömt sie dahin, diese schmucklose, wasserklare Prosa — dem Unkundigen ein Kind der Laune, des Augenblicks, dem Tiefersblickenden ein Werk vollendeter Kunst, die schwierigste aller Schreibweisen, denn unerträglich verlegend muß jeder triviale Gedanke, jede falsche Empfindung sich verrathen unter dieser leichten, nichts verbergenden Hülle.

Und dieser Natürlichste der Menschen wuchs empor in einer Umgebung, wo jedes einfache menschliche Gefühl in feste, herzlose, beengende Formen gebannt war, in einem Vaterhause, wo hart abweisend der Befehl der Aeltern, unterwürfig und in schnörkelhaftem Ausdruck die Antwort der Kinder erklang. Der ganze Schmerz um eine verbildete Jugend spricht aus dem Worte des Mannes: „Der Name Mutter ist süß, aber Frau Mutter ist wie Honig mit Citronen-

faßt“. Als er dann in Leipzig sich herausriß aus der dürftigen Buchgelehrsamkeit der Schule und jenes Doppelwesens seiner Natur, das schon das Bild des Kindes ahnen läßt, sich entfaltete — der Gelehrte, der in jedem Buche der wittenberger Bibliothek geblättert und an schlechten Büchern mit Vorliebe seinen Scharfsinn übte, und der Weltmann von seinen Formen, der sich gern im Lärme des Tages tummelte, um die rasche Wallung seines Blutes zu übertäuben: — da brach jener schwere Kampf aus mit seinen Aeltern, der längst schon gedroht. Sie kennen jenes bittere Wort, das Lessing am Abend seines Lebens schrieb: „ich wünsche was ich wünsche mit so viel vorher empfindender Freude, daß meistentheils das Glück der Mühe überhoben zu sein glaubt, den Wunsch zu erfüllen.“ Seiner Jugend vornehmlich gilt diese Klage wider das karge Glück. Auch der Geduldigste unter Ihnen ertrüge nicht mehr die Dede des Daseins jener Tage. Ein Volk ohne Vaterland, darum gezwungen im Hause jede Freude zu suchen, und dennoch unfrei sogar im häuslichen Leben.

Sie werden freilich immer wiederkehren, am heftigsten in fruchtbaren, aufstrebenden Zeiten, jene traurigen Zerwürfnisse von Vater und Sohn, herzergreifend traurig, weil jeder Theil im Rechte ist und das alte Geschlecht die junge Welt nicht mehr verstehen darf. Aber in Lessings Leben — wie herzlich er auch von seinem Vater gesprochen, wie groß immer die innere Verwandtschaft der beiden Streitenden — in Lessings Leben erscheint dieser Kampf ungewöhnlich hart, das alte Geschlecht ungewöhnlich klein und gehässig. Denn der Hader bewegte sich nicht um politische und religiöse Fragen, die doch nur mittelbar den Frieden des Hauses berühren; eine große gesellschaftliche Umwälzung vielmehr begann sich zu vollziehen, die Ehre des väterlichen Hauses ward bloßgestellt durch die sociale Stellung des Sohnes. Bis dahin war wer hinausstrebte aus der Erwerbshätigkeit des Bürgerthums in den Dienst des Staates und der Kirche gegangen. Die regsamsten Kräfte des Adels und der Mittelclassen hatte das Beamtenthum und jene Kunstgelehrsamkeit des Katheders verschlungen, die kaum noch den Namen der akademischen Freiheit kannte. Höchstens dem bildenden Künstler ward gestattet, seiner Kunst zu leben und im Gefolge eines Hofes ein Unterkommen zu suchen. Der Sohn aber des ehrenfesten Pastorenhauses wagte, was vordem nur verdorbene Talente zu ihrem Unfegen versucht, er wurde der freie Schriftsteller, der erste deutsche Literat — nicht in klarer Absicht, nein, wie die Menschen werden, wozu der Geist sie treibt, weil er nicht anders konnte, weil dieser freie Kopf den Zwang des Amtes nicht ertrug. Wie er also unserem Volke eine neue ungebundene Berufsclassen erschuf, so wandte er auch zuerst mit Bewußtsein sich an ein neues Publicum. Nimmermehr mochte er der unfreien Weise der Mehrzahl seiner Vorgänger folgen, die nur geziert für die Höfe, plump für das Volk zu schreiben

wußten. Wohl dachte er groß und menschlich von den niederen Ständen, von „dem mit seinem Körper thätigen Theile des Volks, dem es nicht sowohl an Verstand als an Gelegenheit ihn zu zeigen fehlt“, er wünschte ihnen als Tröstung Gedichte zum Preise der „fröhlichen Armuth“. Er selber indes suchte sich andere Leser. Wie er sich hinausgerettet aus dem Bannkreise der alten Stände, so sprach er auch zu einem gebildeten Publicum, das keine Stände kennt, und half also diesen Kern unsres Volkes erziehen, der in der Literatur zuerst, dann im Staate zur entscheidenden Macht emporwachsen sollte.

Zum ersten Male sahen die Deutschen das ruhelose und doch nie würdelose Leben eines abenteuernden Schriftstellers. Sie wissen, wie schön Goethe dies geschildert: „Lessing warf die persönliche Würde gern weg, weil er sich zutraute, sie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können.“ Wie geistvoll hier der Herzenskündiger geurtheilt, das mag Ihnen ein erst vor Kurzem wieder aufgefundenes Epigramm aus Lessings Studentenzeit bewähren. Goethe hat es nie gekannt, und doch stimmt es wörtlich mit seinem Urtheile überein. Achtlos, übermüthig wirft der Dichter in den ersten Zeilen seine Würde hin, um sie am Ende gefaßt wieder aufzunehmen — in den Versen:

Wie lange währ't's, so bin ich hin
Und einer Nachwelt unter'n Füßen.
Was braucht sie, wen sie tritt, zu wissen,
Weiß ich nur, wer ich bin.

Worte, überaus bezeichnend für Lessings rasche, ungestüme Weise des Lebens — denn er vor Allen besaß jenen gemeinsamen Charakterzug aller vorwärtsstrebenden Geister, die Gleichgiltigkeit gegen seine eignen Werke, sobald sie vollendet — aber bezeichnender noch für die Meinung, welche unsres Volkes beste Männer von dem Werthe des Nachruhms hegten. Ist den hellen Köpfen der Romanen der Nachruhm das eingestandene höchste Ziel des Schaffens, so leben die Deutschen des Glaubens: der Ruhm sei, wie die Liebe, wie jedes ächteste und höchste Glück des Lebens, eine Gnade des Geschicks, die wir in Demuth hinnehmen, doch nimmermehr erstreben sollen. Und noch immer hat unser Volk sich jener Männer mit der wärmsten Liebe erinnert, die am wenigsten davon geredet, daß sie ein solches Gedächtniß erhoffen. — Einen leisen Schatten freilich hat diese harte, kampferfüllte Jugend in Lessings Wesen zurückgelassen. Jenen prosaischen, nüchternen Zug, der Lessing von späteren glücklicheren Dichtern in ähnlicher Weise unterscheidet, wie Friedrich der Große einem Cäsar, einem Napoleon gegenübersteht. Sie können ihn nicht allein aus der Naturanlage des Dichters erklären. Erinnern Sie sich, daß in jenen Tagen, wo das Gemüth jede Härte am schmerzlichsten empfindet, kein Frauenauge gütig über ihm waltete, daß ihm allein die streng abweisende Mutter, die lieblos meisternde Schwester gegenüberstand. Und jene innige

Zartheit der Empfindung, die ein hartes Geschick dem Jüngling verkümmerte — wie vermöchte der Mann sie je aus sich heraus zu entfalten?

Also hinausgetreten aus den altgewohnten Kreisen des bürgerlichen Lebens, hat er mit unverwüßlichem Muth seinen Kampf geführt wider die falschen Götzen der literarischen Welt. Die Freude am Kampfe, am Widerspruch — vergeblich hat man es läugnen wollen — blieb herrschende Leidenschaft in ihm, der von früh auf es liebte, „Retten“ verkannter Charaktere zu schreiben, der das Bekenntniß freitlustigen Stolzes niedergelegt in dem Worte: „auf wen Alle los schlagen, der hat vor mir Frieden.“ Wie die Schwäche und zugleich die Größe der modernen Culturvölker gutentheils darin gelegen ist, daß sie nicht vermögen, wieder ganz jung zu werden, so offenbarte auch die unreife deutsche Dichtung jener Tage alle Mängel der Kindheit und des Greisenalters zugleich. Eine Weltliteratur mag man sie nennen, wenn das widerstandlose Aufnehmen fremdländischer Ideale und Formen zu solchem Namen berechtigt. Und doch war die in festen überlieferten Formen erstarrte Dichtung nicht einmal der correcten Redeweise mächtig. Von beiden Schwächen hat Lessing unsre Dichtung geheilt. Nur eine Seite seines kritischen Wirkens erfassen Sie, wenn Sie in ihm lediglich den trotzigen Streiter wider die *regles du bon goût* erblicken, wenn Sie ihm nicht folgen in jene ersten Jahre, da er mit der peinlichen Strenge des Pädagogen die kläglichsten Uebersetzungsfehler armseliger Gesellen rügte.

Kein Wunder aber, daß jener Kampf mit den Regeln der französischen Aesthetik allein noch haftet in dem Gedächtniß der Nachwelt. Denn das erste unsterbliche seiner Werke schuf er erst, da er in den Literaturbriefen auf die zuversichtliche Behauptung: „Niemand wird läugnen, daß die deutsche Schaubühne einen großen Theil ihrer ersten Verbesserung dem Herrn Professor Gottsched zu danken habe“ — seinen kecken Schlachtruf erschallen ließ: „ich bin dieser Niemand“. Allerdings der Zorn des tiefempörten nationalen Stolzes redet aus dieser Polemik. Wider den Dünkel der Kritik lehnt der Kritiker sich auf und hält ihr das Recht des Künstlers entgegen, der sich selber seine Bahnen bricht. Doch schärfer noch befehdet der Deutsche die Anmaßung des fremden Volkes, das jeden anderen Volksgeist in die Enge seiner conventionellen Empfindungen zu bannen gedachte. Wer hört nicht das schadenfrohe Gelächter des nationalen Selbstgefühles aus jenen erbarmungslosen Zeilen, die der untrüglichen französischen Aesthetik beweisen, daß sie die Regeln des Aristoteles nicht verstanden, die Voltaires Dramatik enthüllen wie sie ist — gesucht, gemacht, der Natur entfremdet, „so steif, als wäre jedes Glied an einen besonderen Klotz geschmiedet“. Mochten die Einen im derben Liede den alten Friß preisen, der sich auf die Hosen klopft und die Franzosen laufen läßt, die Andern Beifall rufen, wenn der deutsche Kritiker Voltaires Blöße zeigte: beide feierten Siege eines wieder erwachenden Volksthums.

Wucht und Nachdruck aber erhielten jene kritischen Schläge erst durch Lessings Dichterthaten. Auch er hatte sich geübt in den überlieferten Formen und Empfindungen anakreontischer Dichtung, und lange Zeit lockte seinen Scharfsinn, der es liebte zu spielen, jenes Grenzgebiet zwischen Dichtung und Prosa: — Fabel und Sinnspruch. Doch zur rechten Geltung gelangte das ihm eigene schöne Gleichgewicht des ordnenden Verstandes und schöpferischer Phantasie in dem Drama. Wie er schon als Student an der wirklichen Bühne sich geschult, ja seine Rollen gedichtet hatte für bestimmte Schauspieler aus der Truppe der Neuberin, die uns als die Vorläuferin der modernen Schauspielkunst gilt: so kamen seine dramatischen Anschauungen zur Reife im Verkehr mit jener hamburger Bühne, die heute als die erste Erscheinung des neuen deutschen Schauspiels bezeichnet wird. Und wie er damals schon unter den Franzosen sich die natürlichere Schule Marivaux zum Muster wählte, so führte er jetzt die germanische Dichtung auf den geraden Weg zurück, brachte ihr die Naturwahrheit, die freie Bewegung des shakespeare'schen Dramas. Aber ein Reformator — wie der maßvollen Natur des Künstlers ziemt — nicht ein Revolutionär — wie sollte er sich vermessen, auf unsre verwandelte Bühne den ungebundenen Scenenwechsel des altenglischen Schauspiels einzuführen? Der so viele falsche Götzen gestürzt, wie sollte er sich selber Shakespeare als neuen Götzen setzen — was die Gedankenlosen noch heute nachsprechen? In der Charakterzeichnung allerdings folgte er Shakespeares Spuren; doch der Bau seiner Dramen wich nur wenig ab von der Weise der Franzosen, die mit ihrer klaren Verstandesschärfe dem Gegner doch sehr nahe standen und in ihm — seine dramatischen Thaten bezeugen es — einen billigen Richter fanden. Sogar die Rollen, welche das französische Schauspiel uns überliefert, hat er sorglich beibehalten, nur daß jetzt statt des Liebhabers, des edlen Vaters, der Buhlerin, die Tellheim, Odoardo, Orsina erschienen, lebendige Menschen mit dem unendlichen Recht der Persönlichkeit. Auch die dramatischen Probleme, die er sich stellt, sind die höchsten nicht; gewaltigere Kämpfe von reicherem tragischem Gehalt sind seitdem über unsere Bretter gegangen. Doch in seinem engen Kreise schaltet er mit einer dialektischen Kunst und einem Reichthume der Erfindung, weiß er seine Charaktere in eine leidenschaftliche dramatische Bewegung hineinzuweisen, die allen Zeiten bewundernswerth bleiben wird.

Und wenn alle diese gemeinsamen Charakterzüge der Dramen von Lessings Mannesalter die Bühne umgestalteten, wie hat doch jedes einzelne davon noch seinen besonderen Einfluß geübt auf unser öffentliches Leben. Schon Sarah Sampson, dies erste bürgerliche Trauerspiel der Deutschen konnte nur gedichtet werden in einem Volke, dessen Mittelstände sich erhoben, und wirkte belebend zurück auf das Selbstgefühl dieser Classe. Welch ein Griff aber mitten hinein in das nationale Leben der Gegenwart, als Lessing sich des Stiefkindes unsrer

Dichter, des Lustspiels, erbarmte und in Minna von Barnhelm — mit Goethe zu reden — ein Werk schuf von specifisch nationalem Gehalt. Hier klingt etwas wieder von dem Lärm des schlesischen Winterlagers, von dem Trommelwirbel der Grenadiere des alten Dessauers, den der Knabe schon von den Fenstern von St. Afra gehört. Wie lange hatten unsre Dichter, wenn sie die Form suchten für den unfertigen, nach Gestaltung ringenden Gehalt ihrer Seele, sich hinweg geflüchtet aus der armen Gegenwart und die Heroen einer Vergangenheit, die so nie gewesen ist, „auf des Sittenspruchs geborgten Stelzen steigen“ lassen. Hier endlich wagte ein Dichter das Gemüth der Gegenwart dramatisch zu verkörpern und gab ein Werk, volksthümlich sogar in seinen Schwächen, in der Breite der komischen Szenen, und ebendarum ein Werk für alle Zeiten. Denn wie das Erzbild in freier Luft im Lauf der Jahre sich verschönt, so haben manche veraltete Wendungen in diesem Lustspiele für uns Nachlebende einen neuen schalkhaften Reiz gewonnen. Wie der Gott aus der Maschine tritt in dieses Drama noch der große König hinein, mit seinem Herrscherwort die erregten Gemüther versöhnend.

Wie anders schon der politische Sinn in Emilia Galotti. Denn sicherlich, nicht allein des Kunstwerks haben Sie sich erfreut, das, nach Goethe, „gleich der heiligen Insel Delos aus der Gottsched-Weiße-Gellert'schen, Wasserfluth emporstieg, um eine kreisende Göttin barmherzig aufzunehmen“. Keiner unter Ihnen, der nicht den sittlichen Zorn wider höfische Tyrannei und Verderbniß aus diesem Drama vernommen hätte. Und doch, wer hätte vor der Katastrophe der Emilia nicht empfunden, daß der Sinn unsres Volkes seitdem herzhafter und stolzer geworden, daß auch Lessing von der Schüchternheit einer unfreien Zeit sich nicht völlig befreien konnte? Ein Knabe hat mir einst gesagt: aber warum schlägt der Doardo nicht lieber den Prinzen todt? — und ich fürchte nicht, daß Sie dies Wort belächeln werden. Lernen wir erst wieder jene Bescheidenheit Lessings, der vor einem Kunstwerke seiner Empfindung nicht traute „wenn sie von Niemandem getheilt würde“, fassen wir den Muth, unbekümmert um literarhistorische Pedanten, zu bekennen was wir fühlen, so werden Sie Alle gestehen: wir verstehen diesen Mann nicht mehr, der in gerechter Sache das mißhandelte geliebte Kind opfert, statt den frechen Dränger zu tödten. Angeekelt von dem falschen Pathos der französischen Tragödie strebte Lessing vor Allem die Leidenschaft in seinen Charakteren zu erregen, im schärfsten Gegensatze zu Corneille wies er die Bewunderung aus dem Drama hinweg und wenn es ihm unfehlbar gelingt, unser Mitleid für seine Helden zu erwecken, so bemerkt er nicht immer, daß unser Mitgefühl mit einem leidenschaftlich bewegten Menschen auch ein achselzuckendes Mitleid sein kann. Aber dürfen wir ihm eine Unsicherheit des Gefühles nicht vorwerfen, die einem staatlosen Volke natürlich war, so bleibt ihm allein der Ruhm einer Kühnheit, die unsere freiere Zeit kaum mehr

zu würdigen weiß. Welchen Schrecken mußte es in ängstliche Gemüther werfen, daß ein Dichter die sittliche Fäulniß der Mächtigen auf der Bühne erscheinen ließ — wenige Jahre nachdem ein adliges Haus seiner Heimath ein prunkendes Hochzeitsfest gehalten, weil seine Tochter zur Mätresse des Landesherrn erhoben war! Wenn er absichtlich vermied, seine Fabel mit dem staatlichen Leben zu verknüpfen, wenn er nur durch das persönliche Schicksal seiner Heldin die Hörer erschüttern, nur „eine bürgerliche Virginia“ schaffen wollte, so hat seitdem die Geschichte seinem Drama einen großen Hintergrund gegeben. Wer hört das Schlußwort des Prinzen, jenen Ausbruch ohnmächtiger leichtfertiger Reue, und denkt dabei nicht an das gräßliche *après nous le déluge*? Wer sieht nicht hinter den Gestalten Marinellis und der Orsina die Schreckensmänner der Revolution emporsteigen?

Und was war, blicken wir zurück, mit diesem kritischen und dichterischen Wirken erreicht? Gebrochen war der Aberglaube an fremde Weisheit, den Deutschen der Muth zurückgegeben, in der Kunst sich eigene Pfade zu suchen. Eigene Werke der Dichtung waren unsrem Volke geschenkt, welche, in die eine Schale geworfen, alle Glorie der französischen Dramatik in der andern himmelhoch emporschnellten. Das Kunstverständnis endlich unsres Volks ward geläutert, die Reinheit der Gattungen in der Kunst wiederhergestellt, der Vermischung von Dichtung und bildender Kunst in der beschreibenden Poesie, der Vermischung von Poesie und Prosa in dem Lehrgedichte ein Ziel gesetzt. Und noch der Lebende sollte die Früchte seines Schaffens schauen; denn nie wieder wagte unter uns ein Mann von Geist ein Lehrgedicht zu schreiben, und sah Lessing auf die jungen Stürmer und Dränger, so hörte er die Deutschen mit Stolz, ja mit Uebermuth wegwerfend reden von den einst vergötterten Franzosen.

Wer darf sagen, nach welcher Richtung Lessing am tiefsten gewirkt? Auch durch die beherrschende Vielseitigkeit seiner Bildung ist er ein Bahnbrecher der gegenwärtigen Gesittung geworden. Der den theologischen Beruf entschieden von sich gewiesen, er sollte der Theologie seit Luther die erste nachhaltige Umbildung bringen. Die Freiheit, die wir Luther dankten, die Begründung des Glaubens auf die heilige Schrift, sie selber war eine neue Knechtschaft geworden. Lessing erst erkannte in den Schriften des Neuen Bundes den Beleg, nicht die Quelle des christlichen Glaubens und leitete also auf den Weg, den die wissenschaftliche Evangelienkritik der neuen Zeit weiter verfolgt hat. Nicht völlig neu war diese Richtung; freute sich doch selbst jener harmlose hamburger Naturdichter Brockes, derselbe, der neun Bände lang das irdische Vergnügen in Gott besungen, im Stillen an den geheimgehaltenen Streitschriften des Reimarus wider den Offenbarungsglauben. Neu aber war der Muth, herauszusprechen, was Tausende meinten, Schmach und Unglimpf zu ertragen von den „kleinen Päpsten“, denen Lessing zuerst das tausendmal nachgesprochne Wort entgegen-

warf: lieber einen großen Papst als diese vielen kleinen — jener Muth, der am schneidigsten aus der „ritterlichen Absage“ an Göze spricht: „schreiben Sie, Herr Pastor, und lassen Sie schreiben, so viel das Zeug halten will; ich schreibe auch. Wenn ich Ihnen in dem geringsten Dinge, was mich und meinen Ungenannten angeht, Recht gebe, wo Sie nicht Recht haben, dann kann ich die Feder nicht mehr rühren!“ Aber vergleichen Sie selbst die heftigsten dieser Streitschriften mit den gleichzeitigen Angriffen der Franzosen auf die Kirche, und Sie werden mit Erstaunen wahrnehmen, daß der deutsche Denker in der Sache die Romanen an Verwegenheit überbietet, in der Form aber jenes edle Maß einhält, welches, eine schöne Frucht deutscher Duldung, unsre freien Geister davor bewahrt Freigeister zu werden in dem von Lessing gebrandmarkten Sinne.

Und läßt sich nicht aus diesem maßvollen Wesen des Denkers das Räthsel erklären: warum doch er, der hinwegschaute über alle geoffenbarten Religionen, für den alten Gedanken einer Union der christlichen Kirchen sich erwärmen konnte? Es ist ein großes Ding, die Weissagung des Genius; nicht heute, nicht morgen, nicht so erfüllt sie sich, wie der am Buchstaben haftende Deuter sie auslegt. Jene Union — belächelt als ein Unding von denen, die an der Oberfläche der Dinge verweilen — alltäglich, stündlich schreitet sie vorwärts, seit die Bildung des Protestantismus, die Ideen Lessings beginnen das Eigenthum unsres ganzen Volkes zu werden. Auf eine solche Union, die alle kirchlichen Schranken überwunden, auf ein solches „neues Evangelium“ deutet das reifste Werk dieser theologischen Kämpfe Lessings, die Erziehung des Menschengeschlechts. Seine ersten Schriften liegen noch jenseits der Grenze dessen, was modernen Menschen lesbar scheint; mit dieser tritt er bereits mitten hinein in die moderne Wissenschaft. Denn lösen Sie ab, was uns befremdet, die parabolische Hülle, so schauen Sie als Kern: eine Philosophie der Geschichte, Sie hören die Lehre von dem Fortschreiten der Menschheit und von dem Gott, der die ganze Welt beseelt, Sie finden jenen historischen Sinn der Gegenwart, der in den positiven Religionen „den Gang des menschlichen Verstandes“ erkennt und seinen stolz-demüthigen Ausdruck erhält in Lessings Worten: „Gott hätte seine Hand bei Allem im Spiele, nur bei unsern Irthümern nicht?“ Wohl mochte er empfinden, daß diesem kühnsten Fluge seines Geistes die Zeitgenossen nicht folgen konnten; darum bat er: laffet mich stehen und staunen, wo ich stehe und staune.

Auch die Dichtung, welche diesen Kämpfen entsproß, ragt hinaus über das Verständniß seiner, und soll ich nicht auch sagen: — unserer Zeit. Denn wohl in tausend Herzen lebt jenes Evangelium der Duldung Nathans des Weisen. Aber vor diesem Werke am schmerzlichsten empfinden wir, daß die besten Männer unsres Volkes Helden des Geistes waren; hier gerade thut

sich vor uns auf eine unselige Kluft zwischen den Gedanken unsres Volks und seinem politischen Zustand. Erst wenn die Ideen des Nathan in unsrer Gesetzgebung sich verkörpert haben, dann erst dürfen wir uns rühmen in einer gesitteten Zeit zu leben. Wie Sie auch denken mögen über den Inhalt von Lessings theologischem Systeme: in Einem mindestens ist er schon jetzt der anerkannte Lehrer unsres ganzen Volks: er hat die sittliche Gesinnung vorgezeichnet, daraus alle wissenschaftliche Forschung entspringen soll. Er sagte: „ich weiß nicht, ob es Pflicht ist, Glück und Leben der Wahrheit zu opfern. Aber das weiß ich, ist Pflicht, wenn man Wahrheit lehren will, sie ganz oder gar nicht zu lehren.“ Zum Gemeinplage geworden sind seine Aussprüche über das Recht der freien Forschung, und noch hat Keiner die Kühnheit jenes Wortes überboten: „es ist nicht wahr, daß Speculationen über Gott und göttliche Dinge der bürgerlichen Gesellschaft je nachtheilig geworden; nicht die Speculationen — der Unsinn, die Tyrannei, ihnen zu steuern.“

Und alle diese Werke in einer durchsichtigen Form, daraus überall das leuchtende Auge des Denkers hervorblickt. Komisch beinahe, wie in seinen ersten Werken das leidenschaftlich bewegte Herz ankämpft gegen die Steifheit des überlieferten Verses. Wie anders der der ungebundenen Rede aufs Nächste verwandte Jambus des Nathan und jene Prosa, die gar nicht anders kann als die augenblickliche Stimmung des Schreibers getreulich wieder spiegeln. Die augenblickliche Stimmung, sage ich, denn Sie müssen mir den paradoxen Satz erlauben: wenn so häufig geklagt wird über die Widersprüche in Lessings Schriften, über die Schwierigkeit, aus seinen Briefen seine Herzensmeinung herauszulesen, so kann ich in dieser Klage nur den sichersten Beweis für die Wahrhaftigkeit, die Unmittelbarkeit seiner Schreibart finden. Wie ihm zu Muthe war hat er geschrieben, jede Regung der Neckerei, des Widerspruchsgeistes, jeden Einfall eines halbfertigen Gedankengangs rücksichtslos herausgesprochen, jeder Uebertreibung übermüthig eine andre entgegengestellt. Und eben weil ihn beim Schreiben nie der Gedanke störte, als könne je die Nachwelt über seinen Schriften grübeln, eben darum ist es so leicht, den Einen, ganzen Menschen aus all seinen Widersprüchen herauszufinden.

Fragen Sie endlich, wie Lessing sich stellte zu dem größten Gegenstande männlicher Arbeit, zum Staate, so ließe sich wohl dawider fragen: ist es nicht genug an den politischen Thaten, die ich soeben geschildert? Waren es nicht politische Thaten, als er die Schranken der bestehenden Stände durchbrach, als er ein Erzieher wurde des modernen Bürgerthums, als er unsrem Volke ein starkes Selbstgefühl zurückgab, gegenüber der Kunst der Fremden und einem Volke gedrückter Kleinbürger den unendlichen Gesichtskreis der Humanität erschloß? Gewiß, nur jene sich liberal dünkenden Pedanten, welche alles staatliche Leben allein in bestimmten Verfassungsformen enthalten glauben, werden

hierauf mit einem kurzen Nein antworten. Aber auch zu einem herzhaften Ja werden sich nur Wenige zwingen. Denn gelernt haben wir endlich, jeden Mann zu fragen, ob er ein Vaterland habe, ob er das Wohl und Weh des Gemeinwesens als seine Lust und sein Leid empfinde? Hier aber erscheint modernen Augen eine Lücke in Lessings Bildung. Wer stimmt ihm nicht zu, wenn er die Freunde Ramler und Gleim tadelt, daß in ihren preußischen Kriegsliedern der Patriot den Dichter überschreie? Wer entschuldigt es nicht, daß dem Mitlebenden der welthistorische Sinn des siebenjährigen Kriegs verschlossen blieb, und er darin allein den großen Genius des Königs zu bewundern fand? Und doch, stellen Sie eine Ode Ramlers, ein Lied des preußischen Grenadiers neben jenen geistprühenden Brief Lessings, der in solchem Patriotismus nur „eine heroische Schwachheit“ sah: — und Sie werden gestehen, daß auf diesem Gebiete Lessing jene ärmeren Geister um ihren Reichthum beneiden konnte: sie waren reicher um die große Empfindung der Vaterlandsiebe.

Selbst in Tagen, die des freien politischen Lebens entbehren, entzieht sich Keiner gänzlich der Einwirkung des Staats. So läßt sich auch von ihm manches Wort und manche That aufweisen zum Belege, daß er die Unfreiheit, die Kleinheit des deutschen Staatslebens empfand: wie er gleich seinem Geistesverwandten Thomasius hinausstürmte aus der Zahmheit und Enge des kurfürstlichen Wesens, wie er mit überlegenem Lächeln auf den Gegensatz des Sachsenthums und Preußenthums hinabsah, wie er das engherzige Mäcenatenthum des Pfälzer Kurfürsten hochsinnig zurückwies, wie auch ihm die Klage sich entrang: wann werde Deutschland je Einem Beherrscher gehorchen? Aber blicken Sie von solchen vereinzelt Zügen auf jene Freiheitstragödie Henzi, die von blinden Verehrern als ein ganz modernes Werk gepriesen wird, so erkennen Sie sofort, wie ganz anders als die Gegenwart Lessings Lage sich zu den Kämpfen des Staatslebens stellten. Welche Armuth der Motive hier bei ihm, der uns überall sonst durch die Fülle poetischen Details entzückt. Wie künstlich wird doch die lebendige Fülle des Parteiwesens zugespitzt zu dem kalten abstracten Gegensatze von Tyrannei und Freiheit! Nicht blos die Jugend des Dichters ist schuld an solcher Armuth, die Gesinnung eines Bürgerthums vielmehr spiegelt sich darin wieder, das die werththätige Theilnahme am Staate noch nicht kannte und darum von dem Inhalte politischer Kämpfe noch keine Anschauung besaß. Nur berührt offenbar, an wenigen Stellen berührt hat Lessings Denken die politischen Fragen. Den Publicisten von Gewerbe rief er sogar, seinem praktischen Wesen getreu, die Mahnung zu, solche Dinge zu überlassen „dem Staatsmanne und vornehmlich demjenigen, den die Natur zum Weltweisen machen wollte, weil sie ihn zum Vorbilde der Könige machte“.

Trotzdem sind jene hingeworfenen politischen Gedanken Lessings keineswegs überlebt, nicht einmal erledigt. Denn wie man von der Humanität der Deut-

schen des achtzehnten Jahrhunderts gesagt hat, sie sei herabgestiegen vom Himmel auf die Erde, so hat auch Lessing, der die alltäglichen Pflichten des Staats übersah, einige der höchsten Probleme der Staatskunst beleuchtet, die erst eine ferne Zukunft lösen wird. Die Gestattung der Gegenwart steht zugleich über und unter den Ideen der Humanität unsrer Väter. Sie blickt hernieder auf ein Volk von Privatmenschen, das den Patriotismus nicht kannte, aber demüthig schaut sie empor zu jenen Weisen, die, menschlichen Sinnes voll, nach der Grenze frugen, „wo Patriotismus Tugend zu sein aufhört“. Mit der traurigen Wirklichkeit, die Lessing umgab, mit dem Elend der Nothstaaten, darin er lebte, entschuldigen wir es, daß auch ihm, wie allen deutschen Denkern seiner Zeit, sehr schwer ward, die Nothwendigkeit des Staates zu verstehen, daß auch ihn jene Frage beschäftigt hat, die ein Volk mächtiger und glücklicher Bürger nie lange betrachten mag, die Frage: ist die Abschaffung des Staats möglich oder zu wünschen? Desgleichen in die überwundene Epoche vorherrschenden Privatlebens verweisen wir seine Lehre, daß der Staat, obwohl er erst „den Anbau der Vernunft möglich mache“ doch nur ein Mittel sei für die Bildung des einzelnen Menschen. Aber weit hinaus über den Gesichtskreis der Nachwelt selber schweift er wieder, wenn er in den Freimaurergesprächen die tief sinnige Frage durchdenkt: wie lassen sich die Uebel der Beschränktheit und der Härte heben, die das Bestehen mehrerer Staaten nothwendig hervorruft? Wie ist eine Verbindung möglich aller guten Menschen ohne Ansehen des Standes, des Landes und des Glaubens zum Zwecke rein menschlicher Gestattung? In diesen Worten, fürwahr, eröffnet sich die Aussicht auf einen menschlichen Verkehr der Völkergesellschaft, den erst ferne Tage schauen werden. Wie aber? Steht nicht dies Weltbürgerthum ein Todfeind gegenüber dem ersten und berechtigtesten Streben der Gegenwart, dem Drange nach nationaler Staatenbildung? Ich denke, nein. So tief sinnig, so überschwänglich reich ist das Leben der Staaten, daß niemals eine Geistesrichtung allein darin herrschen kann. Noch heute leben sie, jene Gedanken von dem Weltbürgerthume, und eben jene dürfen sich heute Lessings getreueste Schüler nennen, die — seinem Geiste, nicht dem Klange seiner Rede folgend — am rührigsten für den nationalen Gedanken wirken. Wenn erst von den großen Culturvölkern jedes zerrissene sich geeint, jedes geknechtete aus seinem Volksgeiste heraus seinen Staat sich gestaltet hat, wenn damit verschwunden sind die größten, die gefährlichsten Anlässe des Haders, die bisher Staat mit Staat verfeindet: dann erst wird jener gesicherte Verkehr der Menschen, jenes Weltbürgerthum sich vollenden in einem tieferen, reicheren Sinne als Lessing meinte, und allüberall wird man reden von seinem Sehergeiste. Dann auch wird die Welt ein Wort verstehen, das die Gegenwart in ihrem schweren Kampfe nimmermehr verstehen darf — das himmlisch milde: was Blut kostet ist gewiß kein Blut werth.

Daß solche Zeiten harten aufreibenden staatlichen Kampfes unsrem Volke kommen würden, geahnt zum Mindesten hat es Lessing. Das bezeuge Ihnen sein gebaltvolles Urtheil über die Geschichte. Wie sicher begriff er das der Kunst verwandte Wesen der Geschichtsschreibung, wenn er die Bildung des „Gelehrten und des schönen Geistes zugleich“ von dem Historiker forderte; wie viel sicherer noch die politische Bedeutung der geschichtlichen Wissenschaft, die erst in der jüngsten Vergangenheit sich entfaltet hat, wenn er das vielgescholtene Paradoxon aufstellte: im Grunde könne ein Jeder nur der Geschichtsschreiber seiner eigenen Zeit sein. So schienen ihm alle Vortheile umfassender archivalischer Forschung nichtig gegen die Vorzüge des zeitgenössischen Geschichtsschreibers, daß er seinen Menschen bis in Herz und Nieren blicken, daß er seine Leser durch die Erzählung von ihrer eignen Schuld und Strafe im Innersten ergreifen und — vor Allem — daß er eine Macht werden kann im politischen Leben.

Soll ich noch schildern, wie wenig die Mitlebenden ihm dankten, wie schwer das Geschick bis zum Ende ihn heimsuchte? Das widrige Sprichwort, das in jenen weichlichen Tagen von Mund zu Munde ging, das Wort: „getheilter Schmerz ist halber Schmerz“ hatte der Jüngling schon mit der stolzen Gegenrede abgewiesen:

Was nützt mir's, daß ein Freund mit mir gefällig weine?
Nichts, als daß ich in ihm mir zwiefach elend scheine.

Einsam ist er durch das Leben geschritten, und sein alle Weichheit des Gefühls mißachtender Sinn neigte sich zu dem Grundsatz antiker Sittlichkeit, der Weiber und Sklaven von den höchsten Forderungen des Sittengesetzes ausschloß. Sie wissen, wie ein Jahr einer glücklichen Ehe ihn lehrte größer von den Frauen zu denken, und wie am Abend seines Lebens jene schreckliche Klage sich ihm entrang: „meine Frau ist todt, und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Es ist mir lieb, daß mir viele solche Erfahrungen nicht mehr übrig sein können, und ich bin ganz leicht.“ Wenn er aber aus dem tiefen Schmerze hinausblickte in sein Haus und in die Welt der Kunst, so hat er sicher empfunden, daß seine Saat aufging. Die Kinder seines Weibes hörte er verkehren in dem Ton schlichter offener Herzlichkeit, er sah eine segensreiche Verwandlung des häuslichen Lebens und durfte sich sagen, daß er selber ein Großes daran gewirkt. Und in der Kunst, deren Fesseln er gebrochen? Da stürmte Götz v. Berlichingen über die Bretter, und die Jünglinge klagten in überströmender Empfindung um die Leiden des jungen Werther. Mochte der Maßvolle der regellosen Weise des jungen Geschlechtes zürnen und spotten über die weichen Gefühle die seinen hellenischen Sinn nie berührt, und die Rechte der Cultur vertheidigen wider Rousseaus Naturschwärmerei: — mit freudigem Verständniß hat er doch den Genius begrüßt,

als Goethe jene grandiose Fabel besang, die zu ewig neuen Liedern den Sinn der Sterblichen begeistern wird, die Fabel von dem Lichtbringer Prometheus.

Um das Todesjahr Lessings ging von der Einsiedelei in Sanssouci die denkwürdige Schrift aus „über den Zustand der deutschen Literatur“. Zu ihr möchte ich alle jene führen, die noch immer das Tendenzmärchen wiederholen, dem großen König habe das Herz gefehlt für unser Volk. Ist es nicht genug an dem einen Fluche der Deutschen, der noch heute gewaltig fortwirkt in allen Zweigen unsres Volkslebens bis hinab in die Sprache und die traulichen Umgangformen des Hauses — daß Luther der einen Hälfte der Nation der gepriesene Erretter, der anderen ein Gräuel ist? Noch fern ist die Zeit — doch auch sie wird erscheinen — wo Alles, was deutsche Zunge redet, den deutschen Helden in Luther begrüßen wird. Schon jetzt aber ist die Stunde gekommen, den anderen Mann, der nächst Luther am gewaltigsten für die neueren Deutschen gewirkt, von den Schmähungen zu entlasten, womit blinde Parteiwuth ihn bedeckt. Nicht die preussische Neigung des heutigen Liberalismus hat unserem großen Könige den Ruhm eines nationalen Helden angedichtet: kein Anderer als Goethe hat das gute Wort gesprochen, Friedrich der Große erst hat durch seine Thaten unsrem Volksleben jenen großen heroischen und nationalen Inhalt gegeben, den Lessing in schöne Formen bildete. Ihn, der also den Stoff geboten für die neu erstandene Dichtung — hören wir ihn reden über die Kunst der Deutschen! Klagen, nichts als Klagen über die form- und zuchtlose Sprache, Klagen, daß unsre Sprache noch nicht in die Schnürbrust eines Wörterbuchs der Akademie eingezwängt sei, daß die Dramen Shakespeares, „würdig der Wilden von Kanada“, und die „abscheulichen Plattheiten“ des Götz von Berlichingen das rohe Volk erfreuen! Sie erstaunen über diesen unerhörten Beweis der französischen Bildung des Königs und seiner gänzlichen Unkenntniß der deutschen Dichtung. Aber lesen Sie weiter in derselben Schrift, und zum Herzen wird Ihnen reden die deutsche Empfindung desselben Mannes, der bewegte Ausdruck des Zornes und der Scham über solche Armuth der Kunst seines Volks, das frohe Aussprechen endlich einer großen nationalen Hoffnung. Nicht an Geist gebreche es den Deutschen; schon sei der Ehrgeiz der Nation erwacht, „und vielleicht werden, die zuletzt kommen, alle Vorhergehenden übertreffen. Ich bin wie Moses“ ruft der König am Ende, „ich sehe das gelobte Land aus der Ferne, doch ich bin zu alt, um es je zu betreten.“

Halten Sie neben diese Worte des Königs Lessings berufene Klage: der Charakter der Deutschen sei, keinen eigenen Charakter haben zu wollen — so werden Sie erstaunen, in wie seltsamem Irrthume die Beiden sich versingen. Der König erwartet den Glanz unserer Dichtung von den französischen Regeln, und siehe, er kam durch die Freiheit. Der König meint in der Ferne das gelobte Land zu sehen, und siehe, er selbst stand mitten darin. Desgleichen

der Dichter, der so schmerzlich frug nach dem Nationalcharakter der Deutschen — hätte er lesen können in der Seele jener preußischen Soldaten, die bei Roßbach die Franzosen warfen und bei Leuthen in der Winternacht das „Herr Gott Dich loben wir“ sangen, gewiß, er hätte begriffen: die lebendige Staatsgesinnung, die er suchte, sehr unreif war sie, doch sie war im Werden. So standen die Beiden im Nebel der Nacht — der König, der einen Lessing suchte für unsre Kunst, und der Dichter, einen Friedrich suchend für unsern Staat. Inzwischen ist es Tag geworden, die Nebel sind gefallen, und wir sehen die Beiden dicht neben einander auf demselben Wege — den Künstler, der unsrer Dichtung die Bahn gebrochen, und den Fürsten, mit dem das moderne Staatsleben der Deutschen beginnt.

Und wäre es denn ein Zufall, daß achtzig Jahre nach Lessings Tode gerade sein Bildniß den Anstoß gab zu einem heilsamen Umschwunge unsrer Bildnerkunst? Versuchen Sie sich zu versenken in die Seele des Künstlers, dem jene Aufgabe ward. Sollte er Lessing bilden in der Toga — ihn, der das gespreizte Römerthum der Franzosen erbarmungslos verspottet? Oder in dem beliebten Theatermantel — ihn, der im Leben jeden falschen Schein verschmäht? Da blieb kein Ausweg: kraftvoll, schlicht und wahrhaft wie er selber — oder gar nicht mußte Lessings Bild erscheinen. Und der glückliche Entschluß einmal gefaßt, hat unserm Nietschel jedes Glück des Genius gelächelt, aus jeder Noth ward ihm eine Tugend. Der steife Haarbeutel ward ihm ein Anlaß, die vollendeten Linien des wallenden Haars zu zeichnen, und die Enge des kurzen Beinkleids erlaubte ihm, die gedrungene Kraft der Glieder zu zeigen. So sehen wir Lessings Bildniß vor uns — die erste Bildsäule der Deutschen, darin der entschlossene wahrhaftige Realismus der Gegenwart sich ehrlich offenbart — schmucklos und stark, gehobenen Hauptes, und diese trotzigen Lippen scheinen zu reden:

was braucht die Nachwelt, wen sie tritt, zu wissen,
weiß ich nur wer ich bin.

Aus Schwaben.

Ein oberflächlicher Beobachter unsrer Zustände könnte leicht zu dem Gedanken verführt werden, daß nach den kurzen Jahren der Erregung wieder jene politische Dede, jene Abstumpfung gegen das öffentliche Leben der Nation eingetreten sei, wie sie die zehnjährige Reactionsperiode kennzeichnete. Die Bürgerversammlungen debattiren über die Gasbeleuchtung, und die Tagesblätter be-